

über die Abflachung der Kurve und die nachlassende Studienattraktivität der Standorte in einer Zeit, da sich schon die Expansion der zur Verfügung gestellten Mittel allein noch mit dem Anwachsen der Studentenschaft legitimieren ließen.

Eulenburg war auch aus seiner eigenen Lage heraus besonders sensibel für die sich in Raumnot und überfüllten Seminaren abzeichnende Überlastung der Universitäten, die die erhöhte Stundenzahlen in der Lehre nicht durch Einrichtung neuer Ordinariate, sondern auf dem Rücken der Privatdozenten austrugen. Obwohl Leipzig zwischen 1893 und 1908 ein Viertel mehr Studenten hatte, erhöhte sich die Zahl der Ordinariate lediglich von 193 auf 223.

Eulenburg gehörte zu jenen, die sich engagiert der Nichtordinariatenfrage annahmen, für deren überzeugende Darstellung die Frequenzanalyse überhaupt erst die Voraussetzungen schuf. Die Anträge des Vereins der Nicht-Ordinarien auf Besserstellung fußten auf seinen Studien, die 1914 sogar die Auseinandersetzungen im Sächsischen Landtag erreichten. Wen wundert es, daß nach dem Tod seiner Gönner Bücher und Lamprecht zwar das Dresdener Ministerium Interesse an der Erhaltung der Lehrkraft Professor Eulenburgs hatte, die Philosophische Fakultät der Leipziger Universität sich jedoch nicht mit der Berufung des oftmals polemisch zuspitzenden Eulenburg auf eine ordentliche Professur anfreunden konnte?

Matthias Middell

Wolfgang Kruse (Hrsg.), Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914–1918, Fischer-Taschenbuchverlag, Frankfurt a. M. 1997, 255 S.

In seinem jüngst erschienen Buch „Über Fontane“ stellt der amerikanische Historiker Gordon A. Craig in einer beiläufigen Bemerkung fest, wissenschaftliche Kontroversen seien „eine Herzensangelegenheit der Deutschen“. Diese Äuße-

rung findet eine eindrucksvolle Bestätigung bei der Betrachtung der zahlreichen historiographischen Auseinandersetzungen um Vorgeschichte, Ursachen, Verlauf und kurz- wie langfristige Folgen des Ersten Weltkrieges. Hier liegt mittlerweile eine auch für den Spezialisten nicht mehr zu überschauende Flut an Aufsätzen, dickleibigen Monographien und Sammelbänden vor, deren nur partielle Lektüre demjenigen, der sie auf sich nehmen wollte, ein erhebliches Maß an innerweltlicher Askese abverlangen würde. Daher greift man gespannt zu dem von *Wolfgang Kruse* herausgegebenen, mit gut 250 Seiten Umfang geradezu erotisch schlanken Taschenbuch über den „Großen Krieg“ von 1914 bis 1918. Das Werk ist hervorgegangen aus einem Studienbrief der Fernuniversität Hagen, die durchweg der jüngeren Generation angehörenden Autoren sind durch wichtige Publikationen zur Geschichte des Ersten Weltkrieges ausgewiesen.

Nach einem kurzen Abriss der wichtigsten Kriegsursachen und der Strategie der beteiligten Großmächte werden auf knappem Raum die gesellschaftspolitische Systementwicklung, die Entwicklung der Frauenarbeit, das soldatische Kriegeserlebnis, die Erfahrungs- und Kulturgeschichte des Krieges sowie das Scheitern der sozialistischen Antikriegspolitik und die Revolutionen der letzten Kriegsphase behandelt. Dies geschieht durchgehend auf der Höhe des aktuellen Forschungsstandes und in international vergleichender Perspektive, wobei der Schwerpunkt auf Deutschland, Frankreich und Großbritannien liegt. Dabei gießen die Autoren des öfteren Wasser in den Wein festgefugter Annahmen und Vorstellungen, sympathischerweise ohne sich den Habitus von Bilderstürmern zu geben. So zeigt *Susanne Rouette*, an die Forschungen Ute Daniels anknüpfend, daß der Erste Weltkrieg keinesfalls als „Vater der Frauemanzipation“ wirkte. Die Frauenerwerbsquote in Deutschland stieg zwischen 1914 und 1918 im Vergleich zur Vorkriegszeit nicht überproportional an.

Vielmehr war ein massiver Wechsel bereits erwerbstätiger Frauen aus klassischen „weiblichen“ Branchen wie etwa der Textilindustrie in die kriegswichtigen Industriezweige zu verzeichnen. In der Öffentlichkeit wurde lediglich mit Stauern registriert, daß Frauen jetzt in „untypischen“ Berufen als Straßenbahnfahrerinnen, Werftarbeiterinnen oder Maschinenführerinnen tätig waren. Dieses zeitgenössische Bild prägte bis in die jüngere Vergangenheit die Vorstellung, der Krieg habe einen massenhaften Anstieg weiblicher Erwerbstätigkeit bewirkt und so einen nachhaltigen Emanzipationsschub hervorgerufen. Tatsächlich blieben den Bemühungen, aus der weiblichen Bevölkerung neue Arbeitskräfte für die Kriegswirtschaft zu mobilisieren, enge Grenzen gesetzt, da u. a. viele Arbeitgeber Kriegsgefangene und Ausländer als Arbeitskräfte vorzogen, die billiger und oft besser ausgebildet waren. Auch führte der politische und soziale Wandel der Kriegsjahre nicht zum Abbau normativer Geschlechterrollen. Vielmehr verfestigten sich in der Nachkriegszeit traditionelle Vorstellungen und Hierarchien wieder, die im Krieg zeitweilig in Auflösung geraten zu sein schienen. Auch die gängige Vorstellung, die europäischen Völker seien im August 1914 einhellig jubelnd in den Krieg gezogen, wird von *Kruse* relativiert und differenziert. Die Kriegsbegeisterung sei eine Reaktion neben anderen und v. a. auf die großstädtische Zentren konzentriert, der Jubel über den Krieg keineswegs allbeherrschend gewesen. Oftmals hätten Angst- und Siegeswille, Friedenssehnsucht und Haß auf den Feind dicht nebeneinander gelegen. In allen europäischen Mächten habe sich aber schließlich eine „nicht unbedingt kriegsbegeisterte, aber doch kriegsentschlossene Stimmung“ durchgesetzt, die auch sozialdemokratische und sozialistische Kreise einschloß und so den „Burgfrieden“ ermöglichte.

Erwähnenswert ist auch ein kurzes Kapitel, in dem sich *Christoph Cornelsen* mit den Auswirkungen des Krieges

auf die Kolonialgebiete beschäftigt, einem Problem, daß noch weiterer Erforschung bedarf.

Natürlich geraten angesichts der gerafften Darstellung manche Passagen arg knapp, wird manches verkürzt dargestellt, bestünde weiterer Erklärungsbedarf. Wenn etwa behauptet wird, hinsichtlich des deutschen „Septemberprogramms“ spräche vieles für die Deutung Fritz Fischers (S. 26), so wäre angesichts der umfangreichen Debatte über dieses Problem eine nähere Erläuterung und Begründung angebracht. Gleiches gilt für die These, die Parlamentarisierungspolitik im Herbst 1918 sei mehr von der 3. Obersten Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff als vom Reichstag betrieben worden (S. 221).

Auch die Auswahlbibliographie ist eher knapp ausgefallen, allerdings kann hier der Blick in die Anmerkungsapparate der einzelnen Beiträge Abhilfe schaffen und weitere Literatur erschließen.

Insgesamt handelt es sich um einen überaus gelungenen, erfreulich preisgünstigen Band, der allen Interessierten, die nicht die Zeit zum Durcharbeiten dicker Bücher haben, wärmstens empfohlen werden kann und in der Lehre gute Dienste leisten wird.

Christopher Beckmann

Helmut Seidel, Johann Gottlieb Fichte zur Einführung, Junius-Verlag, Hamburg 1997, 157 S.

Der bekannte Leipziger Philosophiehistoriker gehört zu jenen Wissenschaftlern der Ex-DDR, die ungeachtet der Wende von 1989/90 ihre Arbeit fortsetzen. Der Berliner Dietz Verlag hatte von 1980 bis 1990 drei Bände seiner Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie von Thales von Milet bis Giordano Bruno veröffentlicht. Nachdem sich der Verlag zu einer Fortsetzung dieser Folge aus finanziellen